

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Bis der Herbst kommt

Thümingen, Rosmarie

Wien, 1991

III

III

Maria schreckte auf. Aus der Küche drang Stimmengewirr und das Geklapper von Geschirr und Besteck. Davon war sie aufgewacht. Schlaftrunken blinzelte sie in die Dunkelheit. Sie konnte nichts sehen, nur die Ziffern und die Zeiger des alten Weckers leuchteten grün von der Kommode herüber. Es war halb zwölf. Sie richtete sich auf und tastete nach dem Lichtschalter an der Wand. Willi hatte die Decke über beide Ohren gezogen. Der hörte sowieso nie etwas, weil er einen Schlaf hatte wie ein Murmeltier im Jänner. Lisa atmete ruhig, mit offenem Mündchen, die Hände zu kleinen Fäusten geballt. Aber das Bett von Mutter war leer.

Sofort spulte sich ein Film hinter Marias Stirne ab: Abends, nachdem sie von Mutter ins Bett geschickt worden war, hatte es leise ans Fenster geklopft. Mutter hatte hinausgeschaut und Vater erkannt. Sie hatte die Haustür aufgesperrt, sie hatte Vater umarmt, sie hatte vor Freude geweint. Vater hatte gefragt, wo die Kinder seien, und dann hatte Mutter ihn leise, leise, um sie nicht aufzuwecken, ins Zimmer geführt. Vater hatte sie lange angeschaut, ihr vielleicht ganz zart übers Haar gestreichelt. Hatte sie nicht im Traum so Ähnliches gespürt? Später waren sie hinausgegangen und saßen nun in der Küche und feierten die glückliche Heimkehr.

Mit einem Satz sprang Maria aus dem Bett. Der Fußboden war eiskalt. Schnell zog sie den Pullover über das Nachthemd und wickelte sich eine Decke um den Bauch. Dann schlüpfte sie in die Patschen und stürmte zur Zimmertür hinaus. In der Eile vergaß sie, das Licht auszumachen. Im Hausgang blieb sie einen Augenblick stehen. Die Stimme, die aus der Küche drang, konnte nicht zu Vater gehören. Es war eine fremde, weiche Stimme, und nun fiel eine zweite ein, eine dritte versuchte, sie zu übertönen, dann sagte auch Mutter etwas, und alle redeten durcheinander, daß man überhaupt kein Wort mehr verstand.

Maria ging leise in ihr Zimmer zurück. Vater war also wieder nicht heimgekommen. Andere Männer saßen draußen in der Küche, aßen und unterhielten sich mit Mutter, mitten in der Nacht!

Schon wollte sie sich wieder ins Bett legen, aber dann packte sie doch die Neugier. Zuerst wollte sie einmal nachschauen, ob Großmutter in ihrem Bett lag oder noch auf war. Wieder verließ sie das

Zimmer, und diesmal machte sie das Licht aus. Die Stube der Großmutter war dunkel und leer. Also würde auch sie in der Küche sein. Da beschloß Maria hinauszugehen und zu sehen, was los war. Leise und vorsichtig machte sie die Küchentür einen schmalen Spalt auf. Der Anblick, der sich ihr bot, überraschte sie. Um den Tisch saßen einige Leute, Männer mit bärtigen, abgezehrten Gesichtern und dünnen Hälsen. Bis auf einen hatten sie alle dunkle Haarstoppeln und dunkle Augen. Sie trugen abgerissene und zerrissene Jacken. Großmutter stand am Herd und bewachte den größten Kochtopf, den die Familie besaß. Wolken von Dampf und blubbernde Geräusche entströmten ihm. Mutter verteilte Teller und Besteck auf dem Tisch, je eine Gabel und einen Löffel. Sie entdeckte Maria als erste.

“Was tust du da? Es ist doch fast Mitternacht. Du solltest schlafen!”

Das war wieder einmal typisch Mutter.

“Ich bin von eurem Lärm aufgewacht”, sagte Maria.

“E tua, questa bella figlia?” fragte einer der Männer.

Mutter nickte. “Sì, e mia.”

“Also, wenn du schon hier bist, dann komm auch herein”, sagte Mutter. “Mach die Tür zu, damit es warm bleibt hier drinnen.”

Großmutter fischte mit dem hölzernen Kochlöffel eine Nudel aus dem Kochtopf und zerbiß sie prüfend. “Al dente”, sagte sie, “ihr wollt sie al dente, wie ich die Italiener kenne. Mir schmecken sie ja weichgekocht weit besser.”

“Das sind Kriegsgefangene von unserem Lager”, erklärte Mutter. “Alles Italiener bis auf den Blonden, der ist aus Polen.”

Maria erschrak. “Aber Mutter, die sind ja alle so laut. Wenn das jemand hört und uns anzeigt!”

Da lachte Mutter und nahm Maria an beiden Händen. “Ach, du weißt es ja noch nicht. Die sind befreit. Gestern sind die Amerikaner nach Zell gekommen. Sie sind befreit, verstehst du? Der Krieg ist aus!”

“Der Krieg ist aus? Aber warum ist Vater dann noch nicht daheim?”

“Vater kommt auch noch”, sagte der Italiener, der neben dem Polen saß, auf deutsch. “Jetzt gehen alle heim. Wir gehen nach Italien. Und Janusz hier kehrt zu seiner Mutter nach Polen zurück. Und die Franzosen gehen nach Frankreich.”

“Und Boris nach Rußland?” sagte Maria.

“Ich weiß zwar nicht, wer der Boris ist, von dem du sprichst, aber wenn es ein Russe ist, wird er nach Rußland zurückgehen, das ist klar.”

“Eccola”, sagte Mutter und stellte die Schüssel mit den dampfenden Nudeln auf den Tisch. Sie begann mit schneller Stimme auf italienisch eine kleine Rede zu halten. Sie trug noch immer die Bluse, die sie nachmittags angehabt hatte, eine dunkelblaue Bluse mit vielen winzigen Pünktchen drauf, die Maria sehr gefiel. Vor Eifer waren ihre Wangen gerötet, und die Haare ringelten sich um die Stirne. Dann wiederholte sie alles, was sie vorher in italienischer Sprache gesagt hatte, auf deutsch, für den Polen. Sie sagte, daß dies hier keine richtigen “Spaghetti al burro” seien, wie man sie in Italien zu essen pflegte, aber daß dies nicht an der mangelnden Kochkunst der zwei Köchinnen liege, sondern an den fehlenden Zutaten. Es gab also nur Spaghetti mit Margarine statt mit echter Butter, und den Parmesan mußten sie durch ein Stückchen harten geriebenen Magerkäse ersetzen. Aber sie hoffe, sagte Mutter, daß es ihnen trotzdem schmecken werde. Die Männer klatschten in die Hände, und Mutter fuhr fort: “Auch Wein gibt es leider keinen, und ich weiß, wie schmerzlich das für einen Italiener und vielleicht auch für einen Polen ist. Aber in zwei Tagen schon, wenn ihr daheim seid, werdet ihr Wein im Überfluß haben, Wein und Pasta al sugo oder al pomodoro, gerade wie es euch gefällt. Für heute trinken wir Hagebuttentee, der ist auch ein bißchen rot, und damit werden wir jetzt anstoßen. Auf eure Befreiung und auf das Ende des Krieges!”

Die Männer und auch Großmutter, Mutter und Maria hoben ihre Schalen und stießen miteinander an und riefen “Hoch, salute, salute”.

Maria schaute über die lachenden und fröhlichen Gesichter hinweg auf die Vorhänge, die das Fenster verhüllten, und dachte an Vater. Vielleicht saß er jetzt, in dieser Stunde, schon in einem hellerleuchteten Zug und fuhr durch die dunkle Nacht schnurstracks auf Tirol zu. Oder mußten die Waggonen noch immer verdunkelt und ohne Licht sein, weil die Alliierten noch nicht überall, noch nicht in ganz Deutschland gesiegt hatten? Aber was machte das schon aus! Hauptsache, es gab diesen Zug, und er brachte Vater sicher heim. Und später, als die Männer schon längst weggegangen waren und Maria wieder in ihrem Bett lag, ließ sie sich von dem Dröhnen der Schienen und von dem Singen der Räder dieses Zuges in den Schlaf wiegen.

Am Morgen wachte sie mit einem Hustenanfall auf. Sofort steckte Mutter ihr das Thermometer in die Achselhöhle. Obwohl sie kein Fieber hatte, erlaubte Mutter ihr nicht, in die Schule zu gehen.

“Du kannst auch zu Hause lernen. Ich werde Fräulein Hauser bitten, daß sie dir einige passende Beispiele zum Rechnen gibt.”

Maria hatte nichts dagegen, noch länger im warmen Bett zu bleiben. Nach der vergangenen Nacht fühlte sie sich unausgeschlafen. Außerdem herrschte draußen noch immer Schnee und Frost. Erst knapp vor acht zog sie sich an und ging in die Küche hinaus, um zu frühstücken. Sie hatte es sich eben bequem gemacht, als die Lehrerin hereinstürzte.

“Frau Winkler, stellen Sie sich vor, das Bild des Führers ist aus dem Klassenzimmer entfernt worden. Wer kann das gewesen sein? Haben Sie vielleicht eine Ahnung?”

“Das kann ich Ihnen genau sagen, Fräulein Hauser”, antwortete die Mutter, “ich bin es gewesen. Als ich heute morgen den Ofen im Klassenzimmer heizte, habe ich es abgenommen.”

“Aber wie konnten Sie so etwas tun? Sie haben gar kein Recht dazu. Ihr Mann ist im Krieg, und ich bin seine Vertretung. Also bestimme ich, was in der Klasse hängt, und nicht Sie. Sie haben das Klassenzimmer in Ordnung zu halten, nichts anderes.”

So aufgeregt hatte Maria die Lehrerin noch nie gesehen. Ihr Gesicht war blaß, die Stimme zitterte. “Sind Sie sich überhaupt der Tragweite Ihres Verhaltens bewußt? Das grenzt ja an Sabotage. An Sabotage grenzt das!”

“Bitte, Fräulein Hauser, kommen Sie herein. Setzen Sie sich, besprechen wir alles in Ruhe.”

Der Lehrerin schloß die Tür und setzte sich nieder, sprang aber im selben Augenblick wieder auf. “Sie machen sich überhaupt keine Vorstellung, wie demoralisierend das plötzliche Fehlen des Führerporträts sich auf die Schüler auswirkt. Hias, der sowieso ein Aufwiegler ist, wie er im Buche steht, pflanzt sich vor mir auf und lacht mir frech ins Gesicht: ‘Sie haben also den Führer auch schon entthront. Das geht ja schnell!’ Und ich - ich habe ihm nichts erwidern können, weil ich selbst völlig überrascht war über das Verschwinden des Bildes von der Wand.”

“Sie haben recht, Fräulein Hauser. Ich hätte Ihnen sagen sollen, daß ich das Bild abgenommen habe. Aber heute früh war alles so hektisch.”

Das Eingeständnis eines Fehlers von seiten der Mutter stimmte die Lehrerin anscheinend versöhnlich.

“Wo haben Sie das Bild hingegeben?” fragte sie.

Mutter zog die Holzkiste unter dem Herd hervor. Zwischen Spänen und kantigen Fichtenscheitern glänzte der silberfarbene Rahmen. Maria

spürte einen heftigen Stich in der Magengrube. Zu oft hatte sie das Bild mit ehrfürchtigen Augen betrachtet. Zu lange hatte es in der Klasse gehangen, an der Wand zwischen Tafel und Lehrerpult, genau im Blickfeld der Schüler. Selbst dann noch, als sie längst schon die Untaten Onkel Hermanns, die Verfolgung schuldloser Menschen wie Boris, die Schrecken des Krieges und die schmerzliche Abwesenheit Vaters mit dem Führer in Verbindung gebracht hatte, hatte sie seine unanfechtbare Autorität nicht wirklich in Frage gestellt. Nun schaute er mit ernstem Gesicht und strengem Blick zwischen den Sägespänen durch auf Maria. Die Lehrerin stürzte hinzu, riß das Bild an sich und barg es an ihrer Brust.

“Sie wollen das Führerporträt verbrennen!”

“Ja, das ist das Sicherste. Die Amerikaner stehen schon in Zell. Befreite Kriegsgefangene und KZler sind unterwegs. Ich will das Bild nicht im Haus haben.”

“Das Klassenzimmer ist nicht Ihre Wohnung.”

“Das wäre noch schöner. In der Wohnung habe ich ihn nie geduldet. Jetzt ist es an der Zeit, auch das Klassenzimmer zu säubern.”

“Ich hänge das Bild wieder auf.”

“Kommt nicht in Frage, das dulde ich nicht.”

“Und ich dulde nicht, daß Sie das Bild verbrennen. Ich nehme es mit mir. Ich bringe es in Sicherheit.”

“Liebes Fräulein Hauser, sorgen Sie lieber für Ihre eigene Sicherheit. Im Namen Hitlers ist ganz Europa mit Krieg überzogen worden. Sie können sich ausmalen, daß die Sieger nicht gerade glimpflich mit jenen Besiegten umgehen werden, die an diesem Namen festhalten.”

“Wahre Treue erweist sich nicht in guten, sondern in schlechten Zeiten.”

Mit diesen Worten verließ die Lehrerin grußlos die Küche. Maria fühlte sich völlig verwirrt. Die Lehrerin hatte kein Wort zu ihr gesagt, sie nicht einmal angeschaut. Nur das Bild des Führers war ihr wichtig gewesen. Aber ich, dachte Maria, ich lebe, und sie weiß, daß ich sie mag und mich deshalb kränke über Unfreundlichkeiten von ihrer Seite. Dabei kann ich gar nichts dafür. Mutter wollte das Bild einheizen, nicht ich.

“Mutter, warum wolltest du das Führerbild einheizen?”

“Das habe ich doch schon gesagt. Und außerdem bin ich froh, dieses Gesicht endlich nicht mehr sehen zu müssen. Es ist mir die

ganzen Jahre hindurch auf die Nerven gegangen, beim Putzen und Aufräumen des Schulzimmers dauernd diese Augen im Rücken zu haben. Aber jetzt sei still, ich will das Radio einschalten. Um diese Zeit kommt der Vermissensuchdienst."

Mutter versuchte mit langsamem Drehen des Knopfes den ehemaligen Reichssender Innsbruck hereinzubekommen.

"Der kracht und grammelt heute wieder", sagte Großmutter, die gerade zur Tür hereinkam, "man versteht rein gar nichts. Ich habe den Eindruck, nun wird er bald völlig seinen Geist aufgeben. Wenn Fritz heimkommt, werde ich ihn bitten, daß er ihn repariert."

"Um Gottes Willen!" rief Mutter. "Nur das nicht. Erwinnere dich, Fritz hat immer alles leidenschaftlich gerne zerlegt, aber niemals wieder etwas richtig zusammengebaut."

"Das war, als er ein Kind war. Aber sein Lehrherr, der Pfister, hat mir oft gesagt, daß er sich geschickt anstellt."

"Still! Still! Ich glaube, jetzt habe ich den Sender erwischt."

Wirklich konnte man einige Worte vernehmen. Allerdings in amerikanischem Englisch. Doch dann sprach eine Stimme auf deutsch: "Wir wiederholen nun einen Aufruf des Exekutiv Ausschusses der Widerstandsbewegung: 'Österreicher, Tiroler, Innsbrucker! Die Stunde der Befreiung ist gekommen. Jeder weitere Widerstand wäre nicht nur zwecklos, sondern ein Verbrechen an Volk und Staat. Sieben Jahre bitterster Knechtschaft und Bedrückung sind restlos vorbei. Die Alliierten kommen als unsere Befreier und Retter. Hißt an allen Häusern die Fahnen. Nicht weiße sollen es sein, sondern rotweißrote oder rotweiße, die Farben unseres heißgeliebten Österreich, unseres Tirol". Die Stimme schwieg, und es ertönten einige Takte Musik.

"Diesen Aufruf habe ich vorgestern schon gehört", sagte Großmutter, "aber er ist so schön, ich könnte ihn ruhig noch ein paarmal hören."

Die andere Stimme war nun wieder auf englisch zu hören.

"Englisch sollte man können", meinte Großmutter. "dir geht's gut, Maria. Du wirst in der Hauptschule auch Englisch lernen dürfen."

"Ich freu' mich aber gar nicht so darauf."

"Still, still, jetzt reden sie wieder deutsch. Jetzt kommt die Übersetzung."

"Liebe Hörer! Wir bringen Ihnen nun eine wichtige Information zur Kenntnis. Das anglo-amerikanische Hauptquartier hat einen Befehl erlassen, der die Beziehungen zur österreichischen Bevölkerung regeln

soll. Wir fassen hier die wichtigsten Punkte zusammen. Die alliierte Politik verfolgt vier Ziele:

1. Den Nazismus und die Nazi-Hierarchie zu zerschlagen.
2. Gesetz und Ordnung herzustellen und zu erhalten.
3. Soweit als möglich normale Lebensbedingungen auch für die Zivilbevölkerung herzustellen.
4. Bei der Errichtung eines freien und unabhängigen Österreich zu helfen."

Großmutter nickte. "Das klingt gut. Sehr gut klingt das!"

"Still", sagte Mutter, "es geht weiter. Ich möchte alles hören."

"Ich zitiere", erklärte der Sprecher: "Bis wir über die Haltung der Bevölkerung ins Klare kommen, und bis unsere Ziele der Bevölkerung klar werden, ist es notwendig, eine strikte Politik der Non-Fraternisation einzuhalten."

"Non-Fraternisation? Was ist denn das?" fragte Maria.

"Psst, sei still, das erkläre ich dir später."

Doch der Sprecher fuhr schon fort: "Non-Fraternisation heißt, jede Annäherung an die Österreicher zu vermeiden, ihnen keine Freundlichkeit oder gar Intimität zu zeigen. Generell verboten ist, Österreicher in ihren Heimstätten aufzusuchen, mit Österreichern zu trinken, Österreichern die Hände zu schütteln oder von ihnen Geschenke anzunehmen, mit ihnen zu tanzen oder an anderen gesellschaftlichen Zusammenkünften teilzunehmen. Alliiertes Personal, das mit den Österreichern amtlich zu tun hat, wird dies in gerechter, aber strikter Form tun. Gegenüber den Österreichern kann die Haltung etwas entgegenkommender sein als gegenüber den Deutschen."

"Da schau her", sagte die Großmutter, "wir werden besser behandelt!"

Der Sprecher fuhr fort: "Alle alliierten Befehle haben die Österreicher sofort, vollständig und genau auszuführen. Entschuldigungen und Ausreden werden nicht toleriert."

"Siehst du, Maria, alle Österreicher müssen gehorchen. Aber du wirst immer gleich rebellisch, wenn ich dir etwas anschaffe."

"Mit diesem Punkt wollen wir schließen. Das Dokument ist viel umfangreicher. doch sind dies einige der wichtigsten Passagen. Ausgegeben ist dieser Befehl von Feldmarschall Alexander in seiner Funktion als Oberbefehlshaber der Alliierten."

"Ich kenn' mich überhaupt nicht mehr aus", sagte Maria, "was sind wir jetzt wirklich, Befreite oder Besiegte?"

Mutter seufzte. "Beides, wir sind beides. Die Alliierten haben uns von den Nazis befreit und dem Krieg ein Ende gemacht. Aber sie sehen in uns auch den besiegten Feind. Ist ja klar. Hunderttausende Österreicher sind als Soldaten des Nazi-Regimes in fremde Länder eingefallen und haben für Hitler gekämpft. Viele alliierte Soldaten haben in diesem Kampf ihr Leben lassen müssen."

"Das ist aber kompliziert!"

"Das ist noch viel komplizierter, als wir heute sehen können. Aber das Wichtigste ist doch, daß der Krieg aus ist. Das ist das Wichtigste!" sagte Großmutter mit Nachdruck.

Darüber waren sich eigentlich alle einig. Wen immer Maria über die Ereignisse der letzten Tage reden hörte, jeder wiederholte die Worte: "Gott sei Dank, daß der Krieg endlich aus ist!"

Jeder hatte darüber hinaus noch seine besonderen persönlichen Gründe. Die Frau Prohaska freute sich, daß ihrem alten Vater in Wien nun nichts mehr passieren würde. Die hochschwangere Gruberbäuerin war froh, weil sie nun ihr Kind im Frieden zur Welt bringen würde und weil sie hoffte, ihren Mann bald wiederzusehen. Der Briefträger jubilierte, weil die großsprecherischen Dorf Nazis sich entweder versteckt hatten oder sehr kleinlaut geworden waren. Und jeder ehemalige Soldat, der auf den Weg über den Berg in die Lehrerküche hereinschaute, war glücklich, endlich wieder daheim zu sein. Nur was die Lehrerin dachte, erfuhr Maria nicht. Sie hatte sich, seit sie mit dem Hitlerbild unterm Arm aus der Wohnung gestürzt war, nicht mehr blicken lassen. Sie war zu ihren Eltern nach Innsbruck gefahren. Nun gab es für die Kinder am Berg auch keinen Unterricht mehr.

Knapp vor dem Muttertag kam Toni zu Maria, um ihr das fertige Deckerl zu zeigen. Es war, mit dem kunstvollen Rosettenmuster, sehr schön geworden. Den Abschluß bildete eine Reihe Luftmaschen, die sie zu kleinen Bögen geformt hatte. Maria betrachtete die Decke und stieß einen kleinen Seufzer aus. Sie würde wohl nie eine so komplizierte Handarbeit zustande bringen.

"Also wirklich hervorragend, wirklich hervorragend."

Die Großmutter als sachverständige Kennerin breitete das Deckerl auf dem dunklen Hintergrund ihrer Schürze aus. "Du wirst es noch spannen, nicht wahr, ein bißchen stärken und dann spannen?"

Toni nickte. "Ja, nicht zuviel. Es soll nicht steif werden, nur eine gewisse Festigkeit bekommen."

"Richtiges Stärkemittel habe ich natürlich nicht. Aber man kann als

Ersatz ein wenig verdünnte Milch nehmen. Das geht recht gut."

Sie legte das Deckerl auf den Tisch zurück. "Maria, hol das Nadelkissen aus meinem Zimmer. Das haben wir gleich."

In diesem Augenblick aber wollte auch Willi das vielbewunderte Deckerl näher betrachten.

"Rühr es nicht an!" sagte Toni, "du hast gerade Marmeladebrot gegessen. Schau deine Finger an, wie klebrig die sind. Erst Hände waschen, dann darfst du es anfassen."

Sie wollte das Deckerl rasch an sich nehmen, aber Willi war schneller. Er schnappte zu, stieß dabei jedoch mit dem Ellbogen an die volle Kaffeetasse, und schon ergoß sich ein Schwall der schwarzen Brühe über das Kunstwerk. Toni wurde blaß, einen Augenblick sah es aus, als wollte sie Willi schlagen. Er hatte das Deckerl schon wieder losgelassen und hielt die Arme schützend vor dem Gesicht. Toni hob das Deckerl auf. Es war praktisch unbrauchbar geworden, denn breite braune Streifen zogen sich quer über die weiße Spitzenpracht.

"Ich kann nichts dafür, wirklich nicht. Ich hab' es nicht absichtlich getan", schluchzte Willi.

Es war wieder einmal Großmutter, die den Kopf oben behielt. Sie nahm das Deckerl und warf es in den Kübel mit kaltem Wasser. Die Flecken blieben. Sie versuchte es mit Seife und Ribbeln. Leider nützte es nichts. Die Flecken wurden heller, blieben aber sichtbar.

"Also, da hilft nur eine Roßkur", sagte sie schließlich und stellte einen Topf mit Wasser auf den Herd.

"Was wollen Sie machen, Frau Singer? Glauben Sie, daß man das Material auskochen kann? Ich fürchte, so hohe Temperaturen wird es nicht vertragen."

"Nein, nicht auskochen. Wir machen etwas anderes. Wir färben es ein. Auf Cremefarben. Du hast doch gesagt, Creme würde auch in euer Schlafzimmer passen?"

"Ja", sagte Toni, "das paßt. Aber wie wollen Sie es denn einfärben? Haben Sie Stofffarben?"

Großmutter lächelte. "Nein, Stofffarben nicht. Ich weiß eine andere Methode. Du wirst es gleich sehen. Und ich wette, du wirst sehr zufrieden sein damit."

Sie brühte mit dem kochenden Wasser eine große Schüssel Gerstenkaffee auf, tauchte das Deckchen hinein und schwenkte es eifrig hin und her.

Nach zwei Minuten zog sie es heraus.

Der Fleck war verschwunden, weil die Decke nun eine gleichmäßige zartbeige Färbung angenommen hatte.

“Na, was sagst du da?”

“Wunderbar!”

“Nun wird es in verdünnter Magermilch gestärkt, das macht es noch einen Ton heller. Du wirst sehen, getrocknet wirkt die Farbe perfekt.”

“Frau Singer, Sie sind wirklich eine Zauberin”, rief Toni, “so gefällt es mir noch besser als ganz weiß.”

“Na siehst du, man muß sich nur zu helfen wissen.”

Frau Prohaska war sehr angetan von dem Geschenk. Nicht nur, weil sie mit dieser nunmehr cremefarbenen Decke das häßliche Nachttischchen abdecken konnte, sondern auch deshalb, weil sie sich sehr freute, daß Toni mitsamt Maria und Großmutter soviel Phantasie und Ideen entwickelt hatte, um ihr eine Freude zu machen. Selbstverständlich gefielen auch Mutter und Großmutter die bunten Holzkassetten. Für Großmutter allerdings kam das schönste Muttertagsgeschenk erst zwei Tage später.